

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [16]

Artikel: Ferientage im Felliberg
Autor: Wipfli, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587663>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ferientage im Felliberg.

Nachdruck verboten.

Mit elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Lebet wohl, ihr glatten Säle,
Glatte Herren, glatte Frauen!
Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf euch niedersehen!
 Heine.

Vor wenigen Jahren zu Beginn des Juni, an einem trüben Tag, wanderte ich mit zwei Gefährten in hochalpiner Ausrüstung über den Pragelpaß. Ich hatte vor, eine Anzahl Ferientage im rauhen Fellital zu verleben in Gesellschaft meines Cousins, Führer M. W. in Silenen, und verschmähte es, mit der Gotthardbahn direkt ins Urnerland zu fahren. Meinen zwei Begleitern war ich dankbar, daß sie mir trotz schlechter Wetterprognose über den „Pragel“ Gesellschaft leisteten, und unserm Trio konnte nichts die gute Laune nehmen, selbst der Regen nicht, der uns schon beim Aussteigen an der Station Netstal empfing. Dasselbst fanden wir gleich eine treffliche Raststätte bei den „Drei Eidgenossen“, wo wir zunächst in der sog. Fremdenstube mit der Stillung leiblicher Bedürfnisse beschäftigt waren, während nebenan einige Magistratspersonen sich mit lokalen Fragen beschäftigten. Es dauerte nicht allzulange, bis ein gewisser Kontakt zwischen hüben und drüber hergestellt war, und als der „Wettermacher“ von Netstal zu den „Seinen“ trat, war bereits die Unterhaltung gegenseitig eine rege, obwohl uns noch eine Brüfung von der einheimischen Abendgesellschaft trennte. Ein Lied uns andere schuf eine gewisse patriotische Begeisterung, und die Herren von Netstal — eine militärische Größe nicht zum wenigsten — machten sich ein Vergnügen draus, uns die Wartezeit angenehm zu kürzen. Um die Geisterstunde brachen wir endlich auf. Der Regen hatte mittlerweile nachgelassen, aber nach Sternen am Horizont suchten wir vergeblich. Der freundliche Wirt, der über eine kräftige Tenorsstimme verfügte und unsere gesangliche Unterhaltung in seinem Gasthause eifrig unterstützte, gab uns bis zum Ausgang des Dorfes das Geleite. Nach mäßig steilem Aufstieg erreichten wir das Ufer des Klöntalersees und weiter über Vorauen, Richisau, Klöntalp die Pahnhöhe, die letzte Stunde fortwährend im Neuschnee watend und umhüllt von dichtestem Nebel.

Wir waren froh, auf der Südseite dann schneefreien Fuß fassen zu können, und erreichten rüstigen Schrittes die Hölllochgrotten beim Eintritt ins Dörfschen Muotatal. In einem ländlichen Gasthof fanden wir uns bald hinter einem einfachen Mittagsmahl. Der Gastgeber, ein kundiger Münzen- und Altertumssammler, wies uns manch wertvolles Stück vor aus seiner seit Jahren angelegten Kollektion: Waffen und seltenes Rüstzeug, herührend von Suworows Uebergang, kamen uns zu Gesicht, und den ungeliebtesten Erzählungen des alten Wirtes über die Kriegsergebnisse dieses Tales hätten wir stundenlang zuhören mögen. Allein auch unsere Stunde schlug, und wir zogen auf der oft in tielem Bergeschnitt dahereziehenden einstigen Heerstraße von damen. Neben uns säuselte die Muota in ihrem oft engen Lauf dahin — wer ahnte damals, daß dieses harmlos scheinende Wasser bald darauf so grenzenlose

Berwüstungen anrichten, Menschenopfer fordern und neben der Talschaft noch die stolze Fremdenmetropole Brunnen und deren Umgebung in Schrecken und Not bringen würde?

In Schwyz trennte ich mich von meinen treuen Reisegesährten und erreichte mit der Gotthardbahn bald die Station Silenen. Am andern Morgen aber traf ich den neuen Reise- und Feriengenossen eifrig mit den Vorbereitungen für unsern Bergaufenthalt beschäftigt. Diese erstreckten sich nicht nur auf die körperlichen Bedürfnisse eines mehrtägigen Aufenthaltes in der Treschhütte (s. Abb. 1), sondern es galt auch Werkzeug und Materialien zusammenzustellen, um die baulichen Zustände der Hütte zu verbessern. Obwohl ein Träger mit Gerätschaften für die Hüttenreparatur vorausgeschickt wurde, blieb uns beiden noch so ein erhebliches Traggewicht, daß wir vorzogen, mit der Bahn nach Gurtinellen zu fahren und damit eine Wegkürzung zu gewinnen (von Amsteg ist die Abzweigung von der Gottardstraße ins Fellital in einer guten Stunde, von Gurtinellen schon in einer Viertelstunde zu erreichen). Der Einstieg, am linkseitigen Ufer des Fellibaches, ist ein äußerst schlechter, und auf dem steilen, vom Geröll verschütteten Weg, unter der Last des schwer bepackten Rucksackes, kostete es gar manchen Schweizertropfen; bald jedoch wurde der Weg besser, und in hartem Gestein ging's im Zickzackweg bergauf. Ein Blick durch die Waldlichtung faßt senkrecht auf die Gottardstraße hinunter beweist uns, daß wir rascher, als wir glaubten, gestiegen sind, und nach einer guten Stunde den Wald verlassend, stießen wir auf das am Saum des letztern gelegene einsame, aber malerisch daliegende Rappeli. Dieses, für den frommen Wanderer eine Stätte religiöser Erbauung, wird von den Bergleuten — ähnlich wie die Marterlin in Tirol — regelmäßig mit frischen Bergblumen geziert; aber auch der müde schwerbepackte Tourist genießt gern auf den Bänken des Vorraumes eine kurze Rast. Auf steilem schmalen Fußpfad erreichen wir nach zwanzig Minuten, die mit zwei braunschwarzen Häusern gezierte, fast ebene Hochterrasse des Felliberges, 1130 Meter über Meer, 450 über dem Niveau der Gotthardbahn. Uns gegenüber liegen an sonnigen Bergmatten angelehnt und weitverzweigt die Häuser vom Gurtnerberg, mit der hervortretenden, zum Landschaftsbild ausgezeichneten Pfarrkirche und einigen kleinen Kapellen mit weiß-



Abb. 1. Die „Treschhütte“ im Fellital (St. Uri).



Abb. 2. Oberalp- und Weitentalstock, vom Oberfelseli aus.

schimmerndem Mauerwerk. Darüber krönen die Häupter des Geißtob, Saastock und Wichelhorn, durch zahlreiche Lawinensrunen mit dem Bergdorf gleichsam verbunden bleibend. Die Morgensonne wirft ihren Glanz eben auf das sonst ruhige Gegenüber und macht die Landschaft lebendig, sodass sich das Auge fast nicht satt sehen kann. Links hebt sich deutlich der ausichtsreiche Jägersteig ab, der vom Gornerthal über Sieglisfad nach der Tschalp führt, und rechts der Berghalden zeigt sich das Plateau des wegen seiner vielgerühmten Aussicht auf Reutetal und Urnersee in jüngster Zeit vielbesuchten Urnerberges, auch „Gotthardstein“ genannt*). Ein Blick rückwärts zeigt uns, dass wir unmittelbar eingekleilt sind von dem wuchtigen Massiv des Bristenstocks (vgl. Abb. 4) und des Tag- oder Zellihorns, deren beide Gipfel aber von unserm Standort nicht zu sehen sind.

Auf dieser ausichtsreichen Hochebene weilen wir eine gute Stunde auf junggrünendem Rasen, in der traulichen Gesellschaft der wenigen Bergbewohner, die mit ihrem ganzen Hab und Gut für einige Monate auf diese Bergwiesen gezogen sind. Wie die Leute, die uns in wohltuender Zuverkommenheit einen Imbiß darbieten, so sind auch die Haustiere bald zutraulich geworden, und Lamm und Zicklein machen sich an uns heran, als ob sie in uns alte Bekannte entdeckt hätten. Aber auch die Kühe und Rinder lassen sich ab und zu vom eifigen Weiden abbringen, und ein mutwilliges Kind, mit dem ich scherhaftweise zu „händeln“ anfing, konnte ich mir fast nicht mehr vom Leibe halten, so anhänglich wurde es, und ich musste mich, um der Spielerei ein Ende zu machen, ins nahegelegende Wohnhaus flüchten. Hier in der geräumigen Stube herrschte wohnliche Einfachheit und Sauberkeit. Der Tisch aus Naturholz ist spiegelblank gescheuert, und das Büffett und die der Wand entlang führenden eingebauten Bänke sind so sauber aufgeräumt, dass man sich fragen muss, ob man sich wirklich in einem Alplerheim befindet. Wohl der unentbehrlichste Stubengenosse ist der große Kachelofen, der so oft in den Sommermonaten angeheizt werden muss, um Wärmeabgeber und Kleider trockner zugleich zu sein. Ein Rundgang in diesem traulichen Bergheim weckte den Wunsch in mir, später einmal diese sonnige Terrasse zu einem Ferienaufenthalt zu erkunden, ein Wunsch, der sich dann auch zwei Jahre später verwirklicht hat.

Doch zurück zu unsern Tragbürgern. Es galt noch, sich die

notwendigen Sennereiprodukte zu verschaffen, und wir kargten nicht mit dem Einkauf von Milch, Butter und Käse, die uns von den Bergleuten zu ganz bescheidenen Preisen abgegeben wurden. Von Frau Waller, die diesem einsamen Heimwesen, unterstützt von einigen tüchtigen Söhnen und Töchtern, seit dem frühen Tode ihres Mannes vorsteht, wurde uns das Anbieten gemacht, täglich nach unserer Einsiedelei „Tiefenhütte“ frische Milch und Brot zu senden, was wir selbstverständlich gerne annahmen, um, ungehindert durch leibliche Bedürfnisse, unsere Zeit dem Bergsport oder dem süßen Nichtstun widmen zu können ... Unsere Säcke sind um einige Kilo schwerer geworden, dennoch ging's leicht vorwärts, weil wir fast keine Steigung zu überwinden hatten. In einer Stunde wollten wir am Rhonastutz sein, unserm Wigwam für die nächste Zeit. Der Weg führt nunmehr in unmittelbarer Nähe des Bergbachs, und wir gehen, solide, aus rohen Baumstämmen angelegte Brücken überschreitend, bald an seinem linken, bald am rechten Ufer dahin. Schon kurz

nach Verlassen des Wieslandes zieht das wichtige Gebilde des Bristenstocks (vgl. Abb. 4) unsere Aufmerksamkeit an, und imposant ist der Blick hinauf zu den scheinbar am Ende des Horizonts liegenden Haupt- und Nebengipfeln dieses stolzen Beherrschers des Reuttales. Im Silberglanz, sozusagen direkt ob uns, thronen diese eisigen Fürsten, und ihre Lawinen-

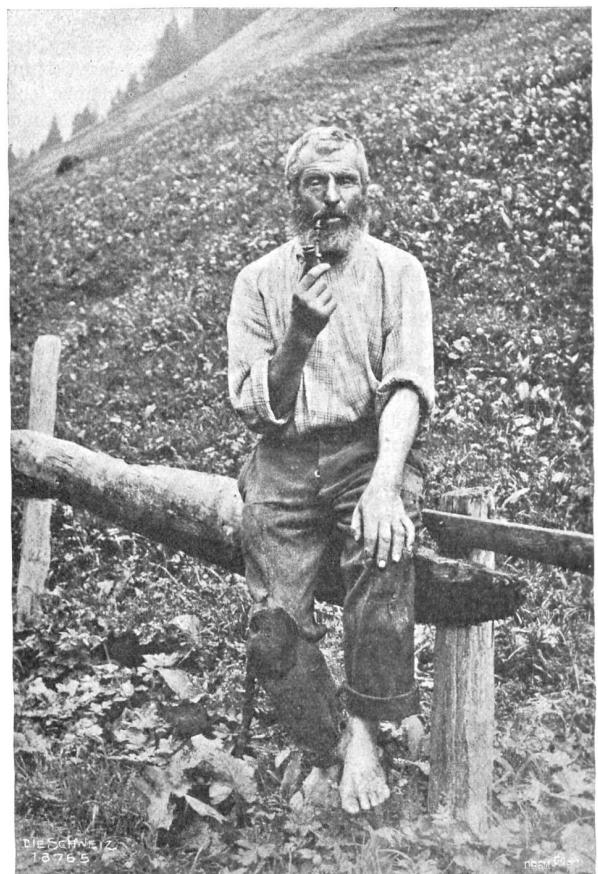


Abb. 3. Urner Bergbauer.

*) Vgl. „Die Schweiz“ VI 1902, 370f.

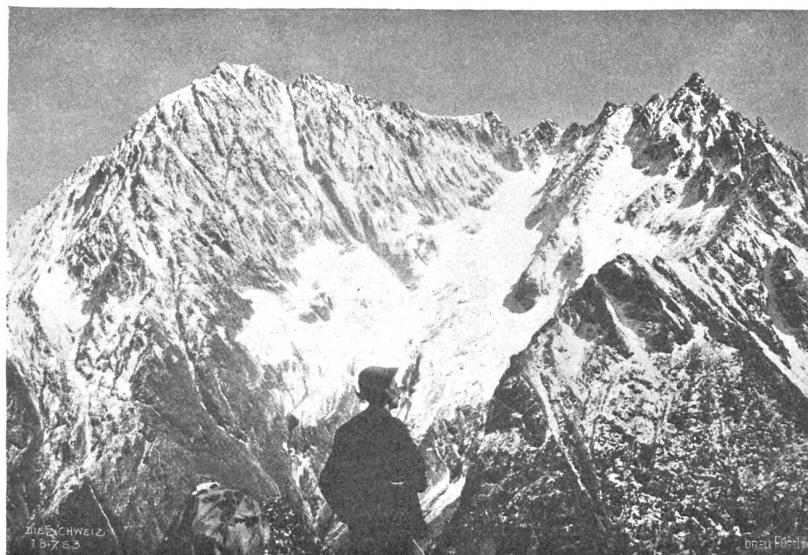


Abb. 4. Neuschnee am Bristenstock, vom Taghorngipfel aus.

adern, die in den oberen Stellen fast durchwegs aper gesegt sind, reichen unmittelbar zu unserm Standort. Während das linsufrige Talgehänge noch reichlich Waldbestand hat, ist beim rechten das Nadelgehölz schon selten, und was nicht ganz sichern Stand hatte, ist durch Schnee und Lawinenstürze, die vom höchsten Bristen oft in 2000 Meter hoher, fast gerader Bahn niederrasen, mitgenommen worden. Wir treffen dann auch mächtige Schuttfelder, durchmischt von Schnee, Eis, Steinen und grünem Jungholz ... Malerisch führt unser Weg zwischen mächtigen Granithöhlen hindurch an kleinen Alpweiden mit Stadel vorbei, bis wir von hohen Felswänden eng umrahmt, am linken Ufer des Baches unsere Hütte im Schatten einiger mächtiger Wettertannen erblicken (s. Abb. 1). Wir wissen, daß wir von den ersten sind, die heuer hier Einkehr halten, und das Hüttenbuch weist auch nur einen einzigen Besuch vor uns auf.

Wir suchen uns nun in dem aufs primitivste eingerichteten alten Gemäuer — die Hütte soll einstens für eine Enzianbrennerei erstellt worden sein — so gut es ging, einzunisten. Die Treschhütte hat ihre „Geschichte“, und ihr früherer Besitzer und vielfähriger alleiniger Bewohner, der als Strahler (Kristallsucher) und Gelegenheitsbergführer seinerzeit bekannte Joh. Jos. Tresch liegt droben tot in den Felspalten des Bristen. Er ist bei einer Tour auf dem ihm sonst wohlvertrauten Gipfel im Nebel vom Pfad gekommen, verunglückt und trotz vieler Suchen nie mehr gefunden worden. Wie ich mir von seinen einstigen Nachbarn im Fälliberg erzählen ließ und wie die Chronik*) meldet, war Tresch ein Originalmensch durch und durch. Von plumper schwerfälliger Hünengestalt, war er so recht mit dem Gebirge verwachsen und durch fröhliche mizische Lebensschicksale, später vielleicht auch durch das stete einsame Dasein menschenscheu geworden, dabei aber gutmütig. Tresch fühlte sich in seiner weltverlorenen Klaus, in Gesellschaft von ein paar Ziegen Sommer wie Winter zufrieden, und höchst selten zog es ihn, etwa geschäftshalber, hinunter ins Tal der Reuss. Er liebte seine enge Hütte, seine Umgebung, obwohl die entfesselten Naturelemente in stürmischen Nächten sein Heim oft zu vernichten drohten. Wohl Dutzende Male mag er sich in Lebensgefahr befunden haben, und einmal beim Kristallsuchen mußte er sich an ganz schwierigen Felsen mit nur einem Arm hinunterarbeiten, weil ihm das andere Glied

beim Einsturz einer kleinen Höhle zertrümmert worden, wovon er eine auffällige Deformation des Armes behielt. Jahrtausendrein hat Tresch in dieser Hütte gehaust, ist sein eigener Koch, Schneider, Arzt und Priester gewesen. Die noch jetzt an den Wänden der Hütte hängenden Heiligenbilder zeugen vom einfältig frommen Sinn des einstigen Bewohners; wie die Legende erzählt, soll er auf seinem großen Osenherd jeweilen seine kirchlichen Geräte und Gipsfiguren aufgestellt und für sich selbst eine Art Messe gefeiert haben, wobei ihm irgendein farbiges Tuch als Ornat diente. Früher gab es für den alten Tresch auch kein Bett; sein Lager war Bergheu, das er für seine Ziegen von den nahen Berghalden in gefahrloser Arbeit jeweilen im Herbst einheimiste und im Raum neben der Hütte, der als Stell diente, aufspeicherte. Einer der Touristenpioniere des Fällitales schenkte dann Tresch in späteren Jahren ein Bett, und diese Spende habe ihn zu rührender Dankbarkeit veranlaßt gegenüber seinem Gönnern aus Zürich.

Die Hütte ist heute in Privatbesitz und dient seit etwa zehn Jahren als Nächtigungsort für Touristen. Obwohl für diesen Zweck zu wenig hoch und auch sonst nicht an ausgesuchtem Standort gelegen, bietet sie doch, mit Rücksicht auf die fast ganz fehlenden Unterkunftsverhältnisse im mittleren und höheren Teil des Fällitales, einige Bequemlichkeit. Das Mobiliar der Hütte entspricht dem Notwendigsten. Neben Decken und Heulager für rund zehn Personen sind ein kleiner Kochapparat, Tisch und Bank vorhanden. Selbstverständlich fehlt auch das nötigste Tischgeschirr nicht, und wie es



Abb. 5. Urner Sennenbaben.

*) J. Jahrbücher des Schweiz. Alpenclubs Bd. 30 und 39; Näheres über Tresch auch bei Dr. Karl Glässer, Geschichtliches, Sagen und Legenden aus Uri (Verlag Buchdruckerei Altendorf) S. 61 f.



Abb. 6. Sonnigwichel, Wihelschen und Schattigwichel.

in den Klubhütten der Schweiz Brauch ist, haben die Benützer der Hütte für Reinigung selbst zu sorgen, beziehungsweise die Räume erst zu verlassen, wenn alles in guten Stand gestellt ist. Wir hatten reichlich Proviant bei uns, und der Herdraum sieht von Konservenbüchsen, Flaschen, Biskuit u. c. anständig deforciert aus. Nun teilten wir uns in unsere häuslichen Aufgaben, und eine erste Mahlzeit war bald zubereitet. Der Hüttenraum, der nur mit einem einzigen kleinen Fenster versehen ist, wird bei gutem Wetter gerne mit dem Freien vertauscht, und um die Hütte, unter mächtigen Wettertannen, auf grünem Rasen oder am improvisierten „Küchenbrunnen“ gab's bei trockenem Wetter einen idyllischen Aufenthalt. Der etwa zehn Meter von der Hütte entfernte Bach hat hier eines seiner größten Gefälle, aber man gewöhnt sich an sein eindringliches Brummen so, daß er — der liebe Geselle des Tages — des Nachts einen kaum mehr stört. Im Abendglanz beschauten wir die umliegenden Gipfel, und besonders der nahe Bristen wurde, so weit unser Auge dessen Bannkreis traf, aufs eindringlichste durchmustert. Über auch auf die näheren Felswände richteten wir unsern Feldstecher, waren doch an deren Bändern nicht selten Gemsen zu sehen. An Hand unserer Karten und Tourenführer legten wir unsere Projekte für die nächsten Tage zurecht, die dann freilich nicht alle verwirklicht werden konnten, weil das damalige Juniwetter recht launisch war und die ersten Morgen so düster ausfielen, daß wir den einzigen Tag mit strahlender Morgensonne gewohnheitsgemäß verschließen.

Unsere Tagesarbeit wechselte ab in Hausgeschäften, Hüttenversorgung (Holz fällen, spalten und zutragen), Verbessern der Wasserzuleitung und last not least im Bau eines Steges über den brausenden Fällibach, zur Verbindung mit dem jenseitigen Ufer, das ein Stück Urwald in sich barg. Eine besondere Note brachte in unsere Einfiedelei jeweilen der frühe Morgen, wenn wir frische Milch und Brot erhielten. Das mit dieser Verproviantierung beauftragte Töchterchen traf stets mit großer Pünktlichkeit in raschen Schritten bei uns ein. In der Hand das Milchfesselchen und einen Laib Brot unter dem Arm, oft auch die Tagespost mitbringend,

kam uns das bescheidene dienstfertige Mädchen vor wie ein Bindeglied mit der uns entlegenen Welt.

Zweimal nur sind wir zu größeren Fahrten ausgezogen. Am zweiten Tag unseres Aufenthaltes passierten wir den Hauptkessel über Vorder- und Hinterwaldi mit steilem Aufstieg, zum Teil über Vorsicht erheischende Schneebrücken den Bach traverzierend, bis zur Alp Obermatt (1800 Meter). Die Hütten hier oben (ganz primitive Mauergehege mit Steinplattendächern) waren noch derart unterm Schnee, daß viele gar nicht, andere nur mit dem Giebel zum Vorschein kamen. In eine Hütte war der „Einstieg“ möglich, und da bemerkten wir, daß das ganze Hüttdach inwendig mit Pfählen gestützt werden mußte, weil die Hütten jährlich acht bis neun Monate unter der Schneemenge vollständig begraben liegen. Von Obermatt zweigten wir in das rechts vom Bach liegende einsame Wihelstal ab; es galt, die fühlre Formation der Wihelschen aus nächster Nähe zu bewundern. Stets leicht ansteigend näherten

wir uns, nach dreistündiger Wanderung, dem weltverlorenen Talkessel, der links vom Sonnigwichel, rechts vom Schattigwichel begrenzt, geradeaus aber von den einzigen schönen grotesken fünf Schyen (Schyen bedeutet im Volksmund: Sparren, Stüddel) umschlossen wird (s. Abb. 6). Selbstverständlich lag der ganze Talboden im tiefsten Schnee, nur einige Erhebungen an besonders sonnigen Stellen und vor allem die so steilen Schyen waren aper. Die zwischen den Schyen liegenden Couloirs, welche die jeweiligen natürlichen Grenzen für die mit Nummer 1 bis 5 bezeichneten Gipfel darstellten, bargen dafür umso größere Schneemassen. Lange hielten wir uns an einem schneefreien Plätzchen auf und lauerten auf einen günstigen Moment zum Photographieren, doch umsonst; es sollte mir erst zwei Jahre später gelingen, dieses majestätische Felsgebilde nebstfrei auf die Platte zu bringen.

Uns lag am Herzen, dem Sonnigwichel (2910 Meter) einen Besuch zu machen (vgl. Abb. 7). Den Genuß, den einem eine Klettertour bereitet, habe ich schon des öfters empfunden, und es reizte mich, unter so kundiger Führung auch diesem stolzen, erst in neuester Zeit für erfahrene Kraxler zum bevorzugten Klettergipfel gewordenen Bergriesen meinen Besuch zu

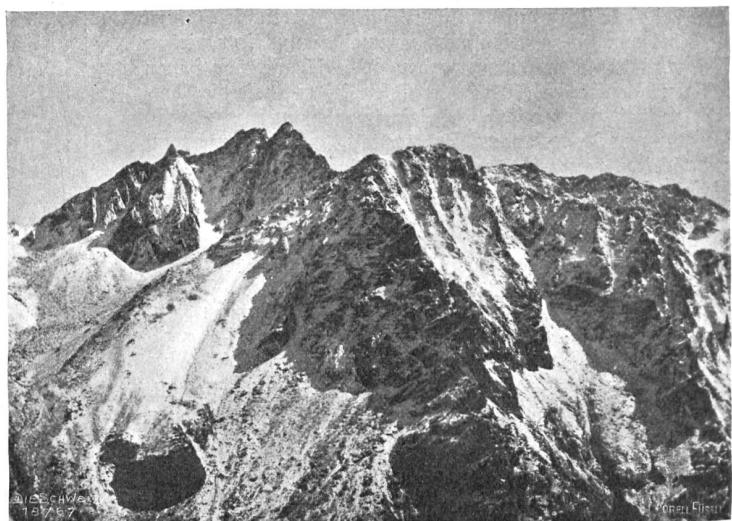


Abb. 7. Sonnigwichel mit Mattenberg, vom Taghorn aus.

machen. Ein trüber Freitagabend gab uns für den folgenden Tag kein gutes Prognostikon, und wir trauten den Augen kaum, als wir beim Deffnen des Hüttenfensters morgens sechs Uhr in einen lichtvollen Morgen schauten. Während sonst in der engen Talschlucht graue Nebel lagerten, Regentropfen schwer aufs Hüttdach niederprasselten, zeigte sich heute die goldene Sonne: sie schuf Smaragdene Perlen am jungen Tannengrün, sie pflanzte an dieser und jener Felscharte die seltensten Farbenzauber, sie brachte Leben ins sonst so stille Tal. Alles regte sich, von den Vögeln bis zum Würmchen, es war ein Aufgehen, ein Schimmern, ein Gleiten, daß einem darob das Herz lachte. Was indessen unserer Stimmung etwas Eintrag tat, war der Umstand, daß wir uns für die Tour um zwei bis drei Stunden zu spät aus dem Hüttenstroh gemacht hatten, und wie wir vorausberechnet, wurde es acht Uhr, bis wir unsere Pickel zur Hand nehmen und gerüstet vor die Hütte treten konnten. Mit einem Jauchzer zogen wir fürbaß, und bald konnten wir bei den Hütten von Borderwaldi das ganze Tal überblicken, südwärts bis zur Felliüde (2500 Meter), s. Abb. 10. Was für eine Pracht birgt dieses Berggelände, das ich bisher nur im rauhesten Kleide gesehaut und nun im schönsten Morgenglanze! In unendlichem Glommern zeigte sich Gipfel um Gipfel, als einer der verlockendsten der Rienzistod, der in fast 2000 Meter hohen Falten westlich zur Station Göschenen abfällt.

Auf schmalem Brücklein überschritten wir den Fellsbach, den wir etwas weiter unten über die weitausreichende Lawinenschuttdede leicht hätten übergehen können. Wir wählten für den Talanstieg nicht den üblichen Alpweg, sondern hielten uns mehr rechts in einen Felseinschnitt, der weiter oben in ein schmales schattiges Couloir ausließ; hier kamen wir, ohne die Wärme der Sonne zu fühlen, rasch auf die Höhe des Pörtli-Alpbodens, vorbei an einzelnen Berglöchern, die wir wie Wächter der einsamen Wildheuplanken jeweils auf deren äußersten Kante postiert sahen. Was uns verleitete, auf dieser Variante ins Pörtltal (vgl. Abb. 8) zu steigen, war die Hoffnung auf Mine-



Abb. 9. Am Spielau-See (2227 m) im Sommer.

ralienfund, doch diesmal war unsere Rechnung falsch; die in Frage kommenden Stellen waren wegen des Schnees noch nicht durchsuchbar. Wir mündeten in die Talrinne und gingen nun mehr oder weniger in der Richtung des Alpweges am linken Bachufer, oft fast eben, oft an steilen Hängen, die ermüdend wirkten und Sicherung am Pikel verlangten. Nichts Regelmässiges sahen wir um uns als einige durch unser Kommen aufgescheuchte Gemsen. Von den Kronen des Mattenberges mündeten in großer Zahl Schneerinnen in unsere Route, und in der Talsohle zogen Steinblöcke aller Dimensionen — Neulinge sowohl wie alte, im Schnee tief eingebettete — unsere Aufmerksamkeit an. Nachdem wir in ergiebigem Schritt — es war zehn Uhr, und der von der Sonne bestreifte Schneeboden gab bereits ordentlich nach — am Fuß des Sonnigwichel angelangt waren, machten wir kurzen Speisehalt. Sodann mußte die von 2000 Meter ausgehende und bis an den Gratsattel des Sonnigwichel (2800 Meter) reichende mächtige und steile Rehle bezwungen werden, die von zahllosen Schneerinnen in schräger Richtung durchkreuzt war. An den unteren, weniger steilen Partien hatten wir noch verhältnismässig weichen Boden, später aber wurde die Schneekruste immer widerständiger, die Rehle steiler und enger, und es hieß, mit einem ordentlichen Schlag mit den Bergschuhen schwersten Kalibers Tritt für Tritt der harten Schneekruste abzwingen. Eine mühsame Arbeit, mit der wir regelmäßig abwechselten. Hier lernte ich die Zweckmässigkeit richtiger schwerer Bergschuhe schätzen: ohne solche wäre es unmöglich gewesen, das Couloir zu bezwingen, es sei denn mit zeitraubender Pikelarbeit. Nach zweistündigem Schaffen, unterbrochen von einigen Schnauspausen, kamen wir an die Stelle, wo die Rehle sich in eine Gabel teilt. Wir wählten die bequemere rechte Seite, uns die linke steilere für die „Rückfahrt“ reservierend. Eine Viertelstunde, und wir standen plötzlich auf dem Ramme, und aus der eisig kalten Rinne trafen wir auf die warme gleichende Sonne. Es war zwölf Uhr geworden und Zeit zum Essen.

Beängstigend wirkte es im ersten Moment, als wir von dem harten Schnee mit einem einzigen Schritt metertief in die



Abb. 8. Im Hinterpörtltal.

von der Sonne durchweichte Masse eintauchten, und während des Essens berieten wir, ob eine Besteigung des nahen Gipfels ratsam sei oder nicht, und die Gefahren, die bei der Steilheit des Sonnigwihel darin lagen, daß die nun seit mehreren Stunden von der heißen Sonne beschienenen Schneeanlässe auf den schrägen Platten sich durch die geringste Erschütterung lösen könnten, ließen uns — allerdings nicht leichten Herzens — auf die Kletterei zum eigentlichen Gipfel verzichten. Wir vertieften uns in das Panorama, das ja der Gipfelausicht nur wenig nachstehen wird. Zunächst ist es der nahe Oberalpstock, der unsere Aufmerksamkeit fesselt; erheblich tiefer erscheint der diesem vorgelagerte Weitenalpstock, dessen Name gut paßt zu seiner sich mächtig in die Breite ziehenden Gestaltung (vgl. Abb. 2). Zu unsern Füßen erblicken wir das einsame Egital, auf drei Seiten von hohen Bergen umrahmt. Der hochgelegene Spiegelsee (s. Abb. 9) liegt noch tief in Schnee und Eis begraben; die wenigen primitiven Alphütten sind ebenfalls unter der weißen Decke verborgen und auch der nahe Krüzlipahweg durch einen gleichen Mantel zugedeckt. Zum Greifen nahe haben wir den Brüstenstock, der allerdings von unserem Standpunkt aus ein ganz anderes Bild bietet als z. B. vom Urnersee: von dort eine stolze Pyramide, von hier aus ein weitausladendes, mit unzähligen Klüften versehenes Gebirgsmassiv. Der nahe groteske Ruchen trägt seinen Namen nicht umsonst; man glaubt einen mächtigen



Abb. 10. Felliüde mit Federstock und Schneehühnerstock, vom Taghorn aus.

steilen Turm von wahllos aufeinander geworfenen Granitblöcken vor sich zu haben. Auf die interessanten Wichtelschären können wir von unserem Raftort aus hinunterschauen, da sie nur bis 2500 oder 2600 Meter gehen; ihr Ende beherrscht trozig der Schattigwihel mit seinen Mineralschäben, dabei Piz Ner und Piz Giuf, der letztere mit einer gleichenden Firnifuppe. Einem besonders schönen Anblick, wenn auch in ordentlicher Ferne, bieten von hier aus die Medelseralpen, und wie als Staffage thronten ob diesen fernen Gipfeln und dem sie umgebenden Gletschermeer die einzigen Wolken des Tages. Lange, lange ruhte unser Auge auf den alpinen Schönheiten, die sich heute nach den vorausgegangenen Regentagen in besonderer Klarheit zeigten, und nichts störte unsere Ruhe als ein paar freischende Raubvögel, die mit Vorliebe in diesen schwärzgrauen Bergen hausen. Wir stiegen noch auf den naheliegenden Felszipfel, der etwas überhängend ob der Pörlslüde thront, und schauten von hier auf das so nahe Steinmannli am Sonnigwihel... Immer weicher ward der Schnee, und manche Schneelawine sahen und hörten wir zu Tal rollen. Befriedigt von dem Vollbrachten und all den genossenen Schönheiten rüsteten wir uns zur Abfahrt. Schon im obersten Teil rutschten wir, vorsichtig mit dem Pickel bremzend, ab; weiter unten aber, als die Gefahren, mit den Felsen zu kollidieren, kleiner und das Couloir weniger steil wurde, war es ein wohliges Gefühl, in sausender Fahrt zu Tal zu eilen. Wohl wäre es noch schöner gewesen, wenn man die ganze Rehle in ununterbrochener Linie hätte abrufen können, aber die schräg einlaufenden Schneezüge zwangen uns einige Male — um besseres und steinfreies Rutschterrain zu gewinnen — zu Traversen. Was wir in mühsamer zweistündiger Arbeit ersteigten, legte ich bei der Abfahrt in knappen zehn, mein Begleiter sogar in sieben Minuten zurück; dabei ging's mühelos und hatte man das Gefühl, als ob die ganze Abfahrt nur ein paar Momente gedauert hätte. Nach kurzem Halt eilten wir, stets dem Pörlibach folgend, hinunter, und um vier Uhr nachmittags kamen wir zu unserer „Treschhütte“ zurück mit neuem Proviant für die paar Tage, die wir noch zu bleiben vorhatten, und bald lagen wir in tiefem Schlaf.

(Schluß folgt).

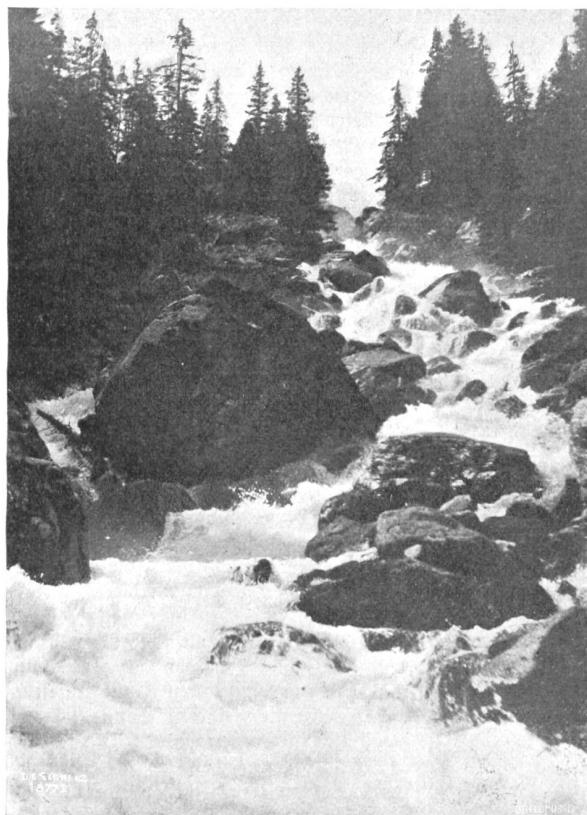


Abb. 11. Wasserfälle des Fellibachs bei der „Treschhütte“.